

# Der Vorhang fiel

Autor(en): **Cyperrek, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **19 (1951)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567386>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

aus dem es keinen Ausweg gibt. Erst wenn ein Homosexueller darauf rechnen kann, dass auch im Staatsdienste seine Fähigkeiten und Leistungen ohne Rücksicht auf sein «Privatleben» eingeschätzt werden (solange er nicht gerade durch einen offenkundig liederlichen Lebenswandel einen Skandal provoziert, was auch einem «Normalen» passieren könnte), wird er einer Versuchung, wie ihr der Oberst Redl erlag, mit Sicherheit widerstehen. Solange das nicht der Fall ist, wird es in Zeiten echter oder vermeintlicher Landesgefahr unvermeidlicherweise immer wieder zu solchen Spannungen kommen wie jetzt in den Vereinigten Staaten. Es hat keinen Zweck, sich darüber zu entrüsten oder dagegen zu polemisieren. Damit ändert man leider an den tatsächlichen Verhältnissen nichts. *Aber es ist wohl angebracht, wenn man junge Leute, die vor der Berufswahl stehen, auf die Gefahren aufmerksam macht, die mit einer Karriere im Staatsdienste verbunden sein können, ganz besonders wenn sie nach aussen hin erfolgreich verläuft.* In solchen Fällen wird nämlich nicht nur die Aufmerksamkeit fremder Spionageagenten wach, sondern, was für den Verlauf in vielen Fällen entscheidend sein kann, auch die Missgunst solcher Kreise, deren sachliche Leistungen keinen Vorsprung gegenüber dem tüchtigen Manne begründen würden, dem man aus seinen «perversen Neigungen» einen Strick drehen kann. yx.

# DER VORHANG FIEL

*Von Rudolf Cyperek*

Er hatte den Namen Milosch. Seltsam genug und doch wieder so selbstverständlich. Denn wenn man diesen Namen aussprach, war man sogleich aus der Atmosphäre des äusseren Alltags herausgehoben, und wenn man ihn gar ausrief und der so Angerufene seinen Kopf umwandte und einen fragenden, immer unerlöst-wartenden Blick hersandte — dann war man gänzlich einer Gegenständlichkeit entrückt; und man war es mit allem: mit dem Herzen, mit den Sinnen, mit den Sehnsüchten . . . Ja, Milosch, du konntest nicht anders heissen. O weise Eltern, die ihr nicht den ungarischen Grossvater gleichen Namens vergessen hattet, und die ihr nicht vor lauter Entzücken nach der Geburt das Aussergewöhnliche dieser nachtschwarzen Augen übersehen hattet! So fand man deinen Namen. Ja, und der ganze Kerl w a r eben Milosch.

Hätte ich das nicht sagen sollen? War die Vorrede zu lang? Gewiss nicht. Denn der Klang eines Namens bedeutet nicht nur etwas mit dem Ohr zu Hörendes, nein, er setzt sich in uns um in eine bestimmte Vorstellung, die man sich von dem Träger des Namens macht; und nicht nur das, er lebt geradezu körperlich in uns fort. Man kann dann in einen Namen verliebt sein. Man kann ihn lieben. Nur den Namen — so töricht das sein mag. Und doch: Seht ihr nicht Milosch bereits vor euch? Habt ihr so sehr daneben gedacht, wenn ich euch nun verrate, dass zu den schwarzen Augen ein ebensolch schwarzer Haarschopf gehörte und — ach, ich brauche ihn gar nicht weiter zu schildern! Ihr wisst es schon, wie ein Junge von achtzehn Jahren ausschaut, und zudem, wenn er Milosch heisst und sich jemand findet, der über ihn eine Geschichte schreibt.

Er kann es gar nicht wissen, nachdem ich ihn seit Jahren aus den Augen verloren habe. Vielleicht konnte er es auch nie ahnen und wohl am wenigsten in all den Wochen, in denen wir Stuhl an Stuhl in der Theatergarderobe sassen, als er, der Theaterschüler, sich nach und nach aus dem Statistendasein herausfand und kleine, stumme Rollen spielen durfte und trotz seiner Jugend zu einem fast vollwertigen «Kollegen» wurde, was seinem Jungengesicht ein wenig zu würdig anstand, und was bei der überkritischen Haltung der Theaterleute und insbesondere der «alten Hasen» unter ihnen viel, sehr viel heissen wollte. Vielleicht war das auch gar nicht gut; denn ein «Anfänger» muss «Anfänger» bleiben seine Zeit lang. Ja, Milosch, deine schönen Augen konnten dir das nicht ersparen; du solltest dir deinen Platz erkämpfen durch Leistung und Haltung. Aber besteht ein Zweifel, dass er es tat? Freilich mag ich ein wenig dazu mitgeholfen haben, und ich weiss nicht, wer oder was mir als dem Aelteren so heimlich die Aufgabe gestellt hatte. Mein Platz neben ihm gab mir natürlich ein gewichtiges äusseres Recht — und von dem inneren darf ich gewiss schweigen. Denn ihr wisst es schon längst: Ich hatte Milosch lieb gewonnen. Neben ihm sass nicht der Kollege allein, sondern auch der Mensch.

Er hat es gespürt. Seine Dankbarkeit war echt, wenn auch verhalten; so, wie meine Blicke und Hände verhalten waren, da man immer fürchtete, etwas zu zerstören; weil man diese köstliche Frucht reifen lassen wollte und musste, nicht einmal, um sie später zu pflücken, nein, nur um festzustellen, wie beglückend es ist, dass es sie überhaupt gibt.

Es war nicht leicht für mich, wiewohl ich sicher wusste, dass Milosch allein mir gehören konnte, und dass ich dieses Privileg von den übrigen Kollegen wohl nicht nur meines Garderobenplatzes und meiner gelegentlichen sprechtechnischen Uebungen wegen zugebilligt bekam. Er gehörte mir mit allen Worten, Gedanken und Handlungen! Wie sehr empfand ich die Gnade dieses Besitzes, wenn Milosch neben mir in meinen grossen Wandspiegel schaute, sich schminkte und mit feinem, verstehendem Empfinden Farben auflegte und Striche zog, deren sein junges Gesicht kaum bedurfte, die ihm aber unter zartgliedrigen, irgendwie schöpferischen Fingern eine Schönheit verliehen, der etwas Dämonisches anhaftete; nicht böse oder starr, sondern geheimnisvoll ruhend und doch zugleich sprühend, den Betrachtenden wohligh durchzuckend: Augen, die im Braun des geschminkten Gesichtes und in der Vielzahl der überhellen Lampen und grossen Spiegel ringsum herrlich blitzten, Zähne, die inmitten des leicht aufgetragenen Rouges weiss wie Schnee sich ausnahmen...

Er wusste um diese Wirkung, um seine Wirkung überhaupt (Milosch, du hättest ja nicht Schauspieler werden wollen!), und doch geschah es unbewusst, so wie ich vielleicht auch unbewusst meine Aufgabe erfüllte. Immer kam er nur zu mir zurück, nach den kurzen Auftritten, die ihm bereits so unendlich viel bedeuteten, auf meinen Platz, neben mich, um sich wieder umzukleiden und abzuschminken, oder auch nur mit einem flüchtigen Blick, wenn wir uns in einer gemeinsamen Szene auf der offenen Bühne begegneten. Ich sah ihn immer, obwohl er ein Mensch inmitten vieler anderer war, meist nur in kurzen Episoden und stumm in Erscheinung trat, für seine Leistungen ein lächerlich kleine



Honorar erhielt, im Programmheft noch nicht vermerkt und im Foyer als hübsche Foto noch nicht aufgehängt und vom Publikum noch nicht aufgespürt worden war — noch still, wachsend, reifend; scheinbar nur für mich allein sichtbar und fühlbar vorhanden und gegenwärtig.

Doch dann kam jener Abend, an denen die grossen Türen weit aufgestossen wurden, durch die Milosch selig, fast träumend schritt, während hinter mir die gleichen Türen zufielen. Wir wurden getrennt, obgleich wir noch weiterhin lange, Seite an Seite, in der Garderobe sassen und ich seine Gegenwart auch nicht übersehen konnte (wenn ich überhaupt gewollt hätte), da ich jede seiner Bewegungen in Wirklichkeit und im Spiegel sah, mir auch oft genug sein Lächeln galt, wenn es auch ein unruhiges Lächeln geworden war, ein abwanderndes, fortschweifendes, das in der Ferne einem Ernst begegnen musste, der sich fremd zwischen uns stellte, der mich nach und nach so sachlich mit der kalten Würde des «Kollegen» umkleiden würde — der ich heute für dich bin; wenn ich es auch anders weiss.

Es war jener Tag, als Klaus krank geworden war und der Intendant und der Regisseur der Abendvorstellung leicht aufgelöst durch die Räume des Theaters fegten. «Aendern oder gar absagen?» «Keinesfalls! Denken Sie an das Abonnement!» Und dann kam das entscheidende Wort des Regisseurs: «Na, kann denn nicht der hübsche schwarze Junge die Rolle übernehmen? Wie heisst er noch?» — «Der den Diener im dritten Akt spielt?» — «Freilich. Dafür kriegen wir doch einen von den Statisten. Ist doch Schauspieler». —

So begann es und lief weiter, etwas turbulent für die unmittelbar Beteiligten, wie es bei solchen Anlässen üblich ist, und mit viel, viel Herzklopfen. Milosch und ich hatten Lampenfieber; ich wohl das grössere. Es wich eigentlich erst — oder wurde es stärker? Ich weiss es gar nicht, denn es war alles so unwirklich —, als ich Milosch vor seinem Auftritt in Klaus' Rolle auf die Schultern klopfte, «toi, toi, toi» sagte und ihn dreimal symbolisch anspuckte — da fasste er mich geradezu männlich-hart an meinen Oberarmen und schüttelte mich ein wenig, als wolle er sagen: ‚Sei du stark!‘. Dabei blitzten mich seine Augen an in einer Mischung von Dankbarkeit, Freude und Spannung, und dann drängte er für einen Augenblick hastig seinen Kopf an meine Brust, während er mich noch umklammert hielt, und ich spürte seine Erregung und Freude, und ich empfand es, als wolle er sagen: ‚Alles wird gut, wenn du da bist!‘ — Aber auch: ‚Dank, Dank für alles, was war! Dank, Dank! Jetzt komme ich auf eigene Füsse, jetzt werde ich wer; gelt, du verstehst, dass ich dir jetzt davonlaufe — nicht traurig sein! Dank, Dank . . . !‘ —

Ich hatte kaum bemerkt, wie er davongeeilt war. Diese erstmalige körperliche Nähe hatte mir die Sinne genommen, und ich muss wohl recht unbeholfen dagestanden haben, weil der hereinkommende Inspizient ein solch gleichermassen verständnisvolles wie verständnisloses Lächeln auf seinem Gesicht trug. Und ausgerechnet heute hatte ich auch noch dieses alberne, geckenhafte Kostüm am Leibe — Milosch! Konntest du meiner Würde zuliebe dir kein anderes Stück für dein plötzliches Debut aussuchen?

Aber das war ja alles so gleichgültig. Ich befand mich auch schon

längst, ohne lange Ueberlegungen, auf der Bühne, stand in der vorderen «Gasse», machte noch eine — leider nicht bemerkte — Handbewegung zu der Souffleuse hin, ja aufzupassen, sah den Regisseur mehr kritisch als aufgeregt herankommen — und dann lief die Szene ab; sie lief mit Milosch ab, mit meinem Milosch, er sprach, seine Stimme füllte das Theater, ihm hörte man zu, ihn schaute man an mit Augen, die ihm folgen mussten, die er mit Macht auf sich zog; das «wegen Erkrankung im Personal» war längst übersehen. Milosch spielte die Rolle, mein Milosch — halt, wer spielte da, wer ist denn das eigentlich. . ? Milosch. Mein Milosch ist es. —

Als der Vorhang gefallen war, fand Milosch sich zunächst nicht zu recht; er war benommen, strahlte aber auch vor Glück und torkelte ein wenig, bis die kleine «Naive» ihn rasch wie einen Spielgefährten an die Hand nahm und ihn zur Verbeugung vor den Vorhang zog. Draussen brauste der Beifall — ich sah Miloschs Augen jetzt nicht, ich sah ihn überhaupt nicht, der Beifall galt ihm und war ohne Bezug auf mich — der Vorhang war gefallen und bauschte sich mit hämischen Falten zwischen uns. Dann trat Milosch wieder aus dem Vorhang heraus zurück auf die Bühne, wo sich inzwischen auch der Regisseur postiert hatte. Ja, da kam Milosch; doch bemerkte er zuerst den Regisseur (obwohl das nicht seine Absicht war), der ihm auf die Schulter klopfte, aber auch gleich das in der Umbesetzungsprobe ausgemachte und im Eifer des Gefechtes von Milosch vergessene Extemporé bemängelte. — Dann streifte mich ein Blick; die Hand mochte ihm folgen wollen, aber die Anwesenheit des Regisseurs wie einer Anstandsperson und der anderen Kollegen, sowie das aufgeregte Herumrennen der umbauenden Bühnenarbeiter, hinderten sie. Und überhaupt: In Miloschs Gesicht spiegelte sich doch etwas Neues! Ein Widerschein, vom Publikum, von der Menge, von anderen Menschen. Und als wir die Garderobe betraten, schüttelten die Kollegen ihm die Hand, freudig, ernst, väterlich, mütterlich, jovial oder konventionell. Es blieb mir keine Gelegenheit, ein Wort zu sagen (vielleicht wäre es mir auch im Halse stecken geblieben!); das musste mein Nelkenstrauss tun, den Milosch zu meiner Freude nun doch an seinem Platz auf dem Garderobentisch entdeckte. Ein Blick glitt zu mir, in dem ich wieder Dankesworte zu lesen verstand, aber bereits so selbstverständliche, so erschreckend selbstverständliche, wie sie nur ein erfolgsgewohnter Mensch aussprechen mag. —

Nach dem Theater wurde Milosch von seinen Eltern und einigen Freunden in Empfang genommen; eine überlaute Begrüssung schluckte ihn und machte ihn mir unsichtbar. Mit den lachenden Menschen, deren glücklichster er war, verschwand er im Dunkel. Ich vernahm, wie nach Hause gehende Theaterbesucher sich über Milosch unterhielten. Ich weiss gar nicht, was sie alles sagten, ich wusste es wohl auch damals nicht — sie unterhielten sich über meinen Milosch. Sie hatten ihn! Sie besaßen ihn! Sie würden ihn sein Leben lang nicht mehr herausgeben! —

Milosch — das hattest du gewollt. Ich weiss es. Darum ist es auch in der Ordnung. Ich hatte in deinen Jahren für mein Leben nichts anderes beschlossen. Dein Weg hat weitere Ziele als meine Gegenwart. Du bist auf sicherer Strasse; du brauchst mich nicht; du darfst mich gar nicht mehr brauchen. —

Ich vermochte noch nicht nach Hause zu gehen. Der Mond trat hinter Wolkenfetzen hervor und malte gespenstige Schatten in die silberig überpinselten alten Gassen. Ein Stück ging ich noch am Fluss entlang, dessen monotones Geplätscher mir so sanft erschien, als müsse ich mich darin betten; doch erschauerte ich sogleich. Im Wasser schob sich mein düsterer verzerrter Schatten neben mir her. Mehr war es nicht. Der grössere Schatten, der schönere — nein, das war ja das Gegenteil: ein Licht, mein Licht, strahlende Helle, dort jenseits des Vorhangs, am Platz des Jungen . . .

Milosch, mach' weiter so. Toi, toi, toi! Und wenn du mich vergessen hast, ist es auch nicht schlimm. Aber wenn in zwanzig Jahren ein junger Milosch neben dir in der Garderobe sitzt, dann sei recht lieb zu ihm. Wir alle brauchen das ja.

*Alle Rechte vorbehalten — Abdruck nur dem «Kreis» erlaubt.*

## Der junge Gott

*Als die Sonne seine Lippen streifte,  
Schlich sie lächelnd mit dem Kuss davon.  
Als in seinem Schoss das Leben reifte,  
Trug ein Adler ihn vor Jovis' Thron.*

*Als der Kaiser ihn am Nil erschaute,  
Hob er ihn aus aller Niedrigkeit,  
Und als Cäsar ihm Altäre baute,  
Blieb sein Leib Jahrhunderten geweiht.*

*Als vor Saul er sang die wehen Nächte  
Und um Jonathan die Träne fiel,  
Gab er dieser Liebe ihre Rechte,  
Holden Anfang und ein hohes Ziel.*

*Als er an der Brust des Meisters ruhte  
Und erwählt vor allen andern blieb,  
Trank er von der Kraft und von dem Mute,  
Der ihn bis zum Fuss des Kreuzes trieb.*

*Als im Norden er die Quelle suchte,  
Traf ihn rücklings Hagens Speer zum Tod.  
Als der König seinem Sohne fluchte,  
Blieb dem Freund er dennoch Wein und Brot.*

*Als sie eiternde Gesetze bauten,  
Blieb er heil in seines Gottes Haus.  
Als sie geifernd seine Schöne schauten,  
Wuchs er lächelnd über sie hinaus.*

*Als die Erde barst durch die Atome,  
Nahmen Engel ihn aus Qual und Nichts.  
Einmal steigt er wieder in die Dome  
Ird'scher Körper: Kündler reinern Lichts.*

Rolf.